Auf den Wellen, zur Freiheit

MERYEM EL GARDOUM IST MAROKKOS BESTE SURFERIN. UND SIE IST EIN VORBILD DAFÜR, WIE FRAUEN SICH DORT GELASSEN IHREN RAUM EROBERN

Text Andrea Müller-Wegerich

Fotos Holde Schneider

Das Lieblingscafé von Meryem el Gardoum an der Küstenstraße von Taghazout wirkt wie eine urbane Oase am Ozean. Zwei riesige Panoramafenster geben den Blick auf den Atlantik frei, den die 25-Jährige so liebt und der ihre Heimat ist – die Heimat der besten Surferin, die Marokko hat.

Taghazout, unweit von Agadir, zählt zu den beliebtesten Spots des Landes und doch ist hier für ein Surf-Mekka erstaunlich wenig los, zumindest im Sommer. Das ist sogar ohne Corona so. Es gibt nur einen einzigen Surfshop und einen Supermarkt. Am Strand verkaufen verschleierte Mädchen Gebäck mit Arganöl und Sesam. Die Hauptsaison lässt noch auf sich warten. Sie beginnt erst im Herbst. Wie es dieses Jahr sein wird, wird sich zeigen.

„Heute taugen die Wellen nichts", sagt Meryem. Sie wirkt auf Anhieb sympathisch und völlig unprätentiös. Ihr langes, lockiges Haar ist von der Sonne gebleicht, ihr Gesicht ungeschminkt. Sie hat einen dieser Körper, wie sie Bademoden-Models haben. Aber für Bikini-Fotos ist sie trotzdem nicht zu haben – überhaupt nicht für Bilder in Outfits, die viel nackte Haut zeigen. Da hat sie ihre Prinzipien und macht klare Ansagen, ohne dogmatisch zu sein. „Bei 30 Grad im Schatten surfe ich mit Freunden am Strand im Bikini", sagt sie und fügt hinzu: „Aber nur, wenn keine Fotografen dabei sind."

Meryem ist in vieler Hinsicht eine beeindruckende Frau – nicht nur als mehrfache Landesmeisterin im Surfen, auch als Vorbild für andere junge Frauen ihrer Heimat. Sie ist eine, die Hürden elegant zu nehmen weiß. Aufgewachsen ist sie als muslimisches Berber-Mädchen in dem Fischerdorf Tamraght in der Nähe von Taghazout, am Rande der Sahara. In Berberfamilien waren interessanterweise ursprünglich einmal die Frauen die Familienoberhäupter – ehe der Islam Nordafrika eroberte und die

„BERBERFRAUEN SIND STARK, SIE BESITZEN MEHR FREIHEIT ALS FRAUEN IN ARABISCHEN GESELLSCHAFTEN"

islamische Religion sich verbreitete. Vielleicht kommt ein Teil von Meryems Durchsetzungskraft ja von ihren Ahninnen? Vielleicht haben sie ihr etwas hinterlassen – wer weiß? ▶

MEISTERIN ZWEIER WELTEN: MERYEM LIEBT IHR LAND, IHRE WURZELN. DESHALB SCHAFFT SIE ES, SOUVERÄN DIE BALANCE ZU HALTEN ZWISCHEN DEM MAROKKANISCHEN UND EUROPÄISCHEN LEBENSSTIL

Ihre Familie jedenfalls spricht bis heute die Berbersprache Tamazight. Und sie erzählt: „Berberfrauen sind stark, sie besitzen mehr Freiheit als Frauen in arabischen Gesellschaften“.

Zwar bestimmen Männer in marokkanischen Großfamilien offiziell immer noch über die Heirat ihrer Töchter, aber bei den meisten greift inzwischen auch die „inoffizielle“ Regel: „Lebe glücklich, liebe heimlich.“

Meryems Freund Yassin ist auch Surflehrer. Sie kennen sich vom Strand. Meryem wohnt aber nach wie vor im Haus ihrer Eltern. Mit seinem Partner ohne Trauschein zusammenzuleben, ist in Marokko verboten. Artikel 490 des Strafgesetzbuches schreibt immer noch Haftstrafen für Personen unterschiedlichen Geschlechts vor, die ohne Ehe miteinander ins Bett gehen. Homosexualität wird laut Artikel 489 sogar mit bis zu drei Jahren Gefängnis bestraft. Bei vielen jungen Marokkanerinnen herrscht zudem die Angst vor der „Schande“ (Chouma): Eine Frau, die vor der Ehe schwanger wird, wird von ihrer Familie verstoßen. Lediglich marokkanische Intellektuelle, wie etwa die in Paris lebende Leïla Slimani in ihrem Buch „Sex und Lügen“, regen sich offen auf über die Verlogenheit der Gesellschaft. Sie beklagen die Unfreiheit all derer, die mit der Angst leben müssen, verurteilt oder verstoßen zu werden.

„Bei vielen Surf-Wettbewerben habe ich Menschen aus aller Welt getroffen“, erzählt Meryem. Ihre Eltern hatten trotzdem nie Angst, sie könnte irgendwo „zu viel Bein“ zeigen. „Sie wissen, dass sie mir vertrauen können,“ sagt sie. Meryem ist diskret, aber sie lügt nicht. Sie ist straight, aber sie provoziert nicht. Denn sie liebt ihr Land und ihre Wurzeln, deshalb schafft sie es auch so souverän, die Balance zwischen dem freigeistigen, europäischen und dem marokkanischem Lebensstil zu halten – eine Ausgewogenheit zwischen den familiären Traditionen und westlichen Einflüssen, die in Marokko häufig als „moralische Verlotterung“ verpönt sind.

Meryem ist eine stolze Berber-Tochter. Sie postet keine Bikini-Fotos auf Instagram, sie modelt zwar für Marken wie „Billabong“ – aber eben nicht im Zweiteiler. „Ich respektiere meine Wurzeln“, erzählt sie, auch deshalb, weil ihre sieben Geschwister und ihre Eltern sie immer unterstützt haben. Einige Journalisten wurden sogar in ihrem Elternhaus empfangen – bis einer heimlich ein Foto von ihrer Schwester in Unterwäsche schoss. Seitdem darf kein Fremder mehr ihr Haus in Tamraght betreten.

Meryem klingt tatsächlich nicht wie eine Frau, die im repressiven Korsett der Traditionen feststeckt. Sie scheint vielmehr einfach nicht korrumpierbar. Und man fragt sich ja ohnehin: Warum inszenieren westliche Sportlerinnen ihre Körper noch immer häufig wie auf dem „Playboy“-Cover? Wieso verwechseln ausgerechnet Frauen im Zuge der Online-Vermarktung vor allem im Wassersport nicht selten Sport mit Sex? Und warum unterstützen Sponsoren nicht jede Sportlerin auf gleiche Weise – egal ob sie Muslimin, Christin oder Buddhistin ist? Auch dann, wenn sie nicht bereit ist, ihren Körper als sexuelle Projektionsfläche zu vermarkten. Meryem pfeift auf all das. Sie fühlt sich frei – vor allem auf dem Wasser. „Ich war lange Zeit das einzige Mädchen im Umkreis von 100 Kilometern, das sich zwischen den Jungs in die Wellen wagte“, erzählt sie.

„NIEMAND SAGTE: DU KANNST DAS NICHT, WEIL DU EIN MÄDCHEN BIST. ALLE HABEN MICH ANGEFEUERT“

Am Strand ihres Heimatdorfes Tamraght stand sie mit elf Jahren zum ersten Mal mit ihren Brüdern und ihrem Cousin auf dem Brett. Ihr Cousin zeigte ihr, in welcher Sekunde exakt sie aufspringen musste, um die Welle zu erwischen. Mit zwölf gewann sie ihren ersten Wettbewerb in Casablanca. „Niemand sagte: Du kannst das nicht, weil du ein Mädchen bist. Alle haben mich angefeuert“, erinnert sie sich.

Meryem machte Abitur, beinahe hätte sie Physik studiert. Doch sie wollte lieber surfen. Sie ist bis heute eine der wenigen Musliminnen bei internationalen Wettbewerben, bei denen „Hunderte Frauen aus 50 Ländern“ antreten. So, wie es vor rund zehn Jahren auch ihre beste Freundin tat. „Wenn wir zusammen aufs Wasser gehen, wenn wir die Welle erwischen, im Einklang mit dem Meer und miteinander – das ist das Gefühl von Freiheit“, schwärmt Meryem. „Absolutes Glück.“

Schon vor rund zehn Jahren, als die erste große Surferwelle nach Marokko schwappte, verdienten die beiden, damals noch Teenies, als erste weibliche Surflehrerinnen des Landes ihr Geld. Selbst in der ältesten Surf- und Kiteschule Essaouiras unterrichtet sonst bis heute keine einzige Frau. „Der Surftrend in Marokko ist neu, verglichen mit etwa Portugal“ sagt Meryem. „Wir brauchen hier halt für alles etwas länger.“ Inzwischen schießen an der Atlantikküste Marokkos Surfcamps wie Pilze aus dem Boden. Zur Hauptsaison, die hier von Oktober bis April reicht, wird es dann auch beinahe voll. Meryem freut sich jedes Mal auf die Touristen, weil sie es liebt, das Gefühl von Freude und Freiheit, das ihr das Surfen gibt, an andere weiterzugeben. „Ich werde bis ins

hohe Alter surfen“, sagt sie, „bis zum letzten Atemzug.“

Trotz aller Repressalien, die es in ihrem Land gibt, möchte Meryem gar nicht woanders leben, sie ist stolz, Marokkanerin zu sein. „Später, wenn ich Kinder bekomme, hoffe ich auf Mädchen“, sagt sie. „Ich freue mich jetzt schon darauf, ihnen das Surfen beizubringen. Surfen auf hohem Niveau – das heißt ja auch zu kämpfen. Sich in unserer männerdominierten Gesellschaft durchzusetzen.“

So sieht sie ihren Sport auch als feministische Mission im eigenen patriarchalischen Land. „Was soll ich in Kalifornien?“, fragt sie. Marokko braucht Frauen wie Meryem el Gardoum – Töchter, die die Revolution des Alltags langsam voranbringen. Wie eine Welle, die sich unaufhaltsam aufbaut. e

„Surfen heißt auch: zu kämpfen, sich durchzusetzen“